

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 1

Artikel: Klaudels Erbteil
Autor: Lienert, Meinrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633447>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 1
XX. Jahrgang
1930

Bern,
4. Januar
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

's Läbe.

Von Sophie Hämmerli-Marti.

Mängisch isch's eim, weis nid wie,
s' well kei Wäg und groti nie.
Undereinisch wachst der Muet,
Und es tribt und singt im Bluet,

D'Wält blüet wine Rosehag,
I der Seel wird's wieder Tag:
So isch's Läbe. Hi und zrugg
Nimmt's eim hübscheli über d'Brugg.

Aus „Allerseelen“ (Siehe Buchbesprechung)

Klaudels Erbteil.

Von Meinrad Lienert.

I.

Von den Wettertannen lösen sich die zerfließenden Nebel. Da biegt um die graue Felsennase ein Zug. Kinder trümpeln daher. Sie tragen alle in den Haaren und Händen Sträuße von Glühblümlein. In der Mitte des Zuges gehen langsam vier weißgekleidete Jungfrauen, und auf ihren Schultern tragen sie einen Sarg. Sie seufzen; der Sarg muß schwer sein; doch bis zum kleinen Friedhof im Wald gibt's kein Rasten. Ein lautes Singen ertönt aus den Reihen der nachrückenden Männer und Weiber:

„Und wenn mein Fuß den Halt verliert
Auf rauhem Lebenspfade,
Was meint ihr wohl, wer mich dann führt?
Maria, voll der Gnade!“

Jetzt sind sie am eisernen Törlein des Friedhofes. Kein Laut ertönt. Die endlose Waldwildnis scheint ausgestorben. Die Meisten fliehen scheu hinauf in die Baumwipfel. Da donnert die erste Erdscholle auf den Sarg, und die ganze Gemeinde durchfährt ein Zucken und Zittern, ein Schluchzen; der alte Herr Pfarrer ist gestorben.

Ein Auge aber hat nicht geweint und ein Herz keinen Seufzer gefunden, des Pfarrers Pflgetochter. Ihr ist zu weh gewesen. Zuorderst am Grabe stand das Kathrineli im schlichten schwarzen Feiertagskleid, faltete die Hände und starrte vor sich hin: es hat den Vater verloren, den guten Pflegevater. Gestern war er noch gesund, und heute war der Greis plötzlich in die Ewigkeit abgereist, ohne das Kathrineli mitzunehmen. „Wenn ich einmal sterbe“, hatte der Pfarrer ihr so oft gesagt, „so kann ich dir nichts hinterlassen als meinen Segen; denn in die paar Habseligkeiten, welche ich besitze, werden sich meine Verwandten teilen wollen; so bleibt dir nur Eines, das ist deine gold-

lautere Seele; aber die ist gar fein und weich und hat zarte Saiten, und jedes rauhe Lüftchen kann ihr wehe tun; drum sperr sie gut ab und hab Sorge zu deinem Herzen!“

Nach der Gräbt gingen die Leidtragenden hinein ins kleine Waldkirchlein, und der Pfarrvikar von Grautal den las die Totenmesse. Von dem Gestühl der Vorkirche tönte das Requiem, und zuweilen verschlang die schnarrende Stimme des alten kantierenden Schulmeisters alles Singen. In der andächtigen Menge mitten drin kauerte das Kathrineli. Sein sonst so rosiges Gesicht war totenbleich und regungslos; bloß um die Lippen zuckte es oft wie ein ersterbendes Weinen. Als aber die Leute zum Opfern gingen, und das Mädchen, verschüchtert wie ein verregnetes Vöglein, zum Altar trippelte, langte es umsonst in das Gewand, um einen roter Rappen fand sich darin. Sie war ja ein armes Waisenkind. Schnell griff sie nach ihrem Halskettlein, einer Reihe goldglänzender Blättchen, und legte den Schmuck in den Holznapf, der statt eines Tellers auf dem Opferstock stand, schluchzte herzerreißend auf und wankte auf ihren Platz zurück. Und der liebe Gott und der Herr Pfarrer selig lugten mit wohlgefälligen Augen durch die goldgelben Glasfensterchen auf das Opfer der Waise.

Nicht so die Verwandten des verstorbenen Seelenhirten. Schier entsetzt hatte die dem Kathrineli folgende Sonnhaldenbäuerin auf das reiche Opfer gestarrt, und ihr böser Mund, der eben noch Gebete sprach, brummte halblaut: „Die dumme Gret, opfert die ihr goldenes Halskettlein, und es gehört doch sozusagen uns; des Seligen Mutter hat es noch getragen, ich erinnere mich wohl; aber wart, du Gans!“ Ein Knix, der Zweier klang im Holznapf.



Gerföhnialp (1300 m) bei Engelberg, im Hintergrunde „Bahnen“ (2610 m).

Der zunächst Opfernde war ein hageres, giftig dreinschauendes Männchen. In der einen Hand hielt es den Rosenkranz, in der andern das Opfergeld: eine alte Schießmarke. Der machte auf das Kettchen zwei kugelfunde Neuglein, brennend wie reife Vogelbeeren. Mit flinkem Griff packte er das glänzende Ding und ließ es in sein rotblaues Regendach fallen. Das aber hatte ein Loch, und so fiel das Kettlein, von dem Bauer unbemerkt, auf den Steinplattenboden der Kirche. Ein nachrückendes Büblein legte es wieder in den Opfernaps, und da blieb es auch liegen zum heimlichen Aerger der erblustigen Verwandten des Pfarrers.

Nach der Messe gingen die Leute nochmals zum Grab. Die Verwandten flüsternten untereinander und rühmten den Leuten den hochwürdigen Herrn Better selig, und wie er ein herzensguter Mann gewesen sei, und was er ihnen alles getan habe, und wie er keiner Fliege etwas Leides hätte tun können, und wie er zeitlebens nur für andere und nie für sich gesorgt habe. „Ja für andere, sapperlot, sapperlot!“ brummte das hagere Schloßbäuerlein, und streifte mit gehässigem Blick das kniende Kathrineli. Dazu vergoß die Sonnhaldenbäuerin Tränen wie eine Tropfsteinhöhle, und als von des Seligen Uneigennützigkeit die Rede war, artete ihr Weinen in einen wahren Landregen aus. Mit einem Male aber hielt sie inne und guckte mit der feisten Gesichtsscheibe um sich. „Aha“, dachte sie, „das Schloßbäuerlein ist fort; jetzt heißt's, lauf, was du kannst, sonst ist ausgeerbt vor Mittagläuten!“

Sie verzog sich, und als die Leute sich endlich vom Grab verließen, war niemand aus des Pfarrers Verwandtschaft mehr unter ihnen, hatten alle den Weg ins Pfarrhaus jenseits des Waldes unter die Schuhe genommen.

Nach und nach verstummten die Menschenstimmen um den einsamen Waldfriedhof; war alles den Waldpfad hinab verschwunden. Dafür lockte auf dem roten Dache des Kirchtürmchens hell schmetternd ein Fink, und aus dem Tannwald kam die Antwort. Rasch schwang sich das Vöglein über die Gräber hinweg und über das still weinende, am frischen Grabe kniende Kathrineli.

Endlich erhob sich das Mädchen, ordnete sein flachs-farbenes Haar, spritzte mit dem Haidekraut das Grab drei-

mal, und verließ die enge Umfriedung des Kirchhofes. Hurtig lief es durchs Farrenkraut nach dem nahen Hornwald. Vor dem ersten Riesenahorn war eine Martertafel angeheftet. Da kniete sie still nieder und betete noch ein „Gegrüßt seist Du“ für seines Pflgevaters Seelenfrieden. „Der Herr gebe ihm die ewige Ruhe!“

„Und das ewige Licht leuchte ihm!“ tönte es mit tiefer Bassstimme hinter dem Baum hervor.

„Jesus und Maria!“ Das Mädchen fuhr erschrocken auf. „O der Klaudel, jetzt hab' ich schon gemeint, der Herr selig müsse wandeln!“

Ein flinker Bursche sprang aus dem Hagelgesträuch beim Horn, lachte eins heraus, daß das Hirthemd zitterte, und lärmte: „Gelt Kathrini, dich hab ich einmal in Furcht gejagt;

hab' gedacht, der will ich abpassen und sie ein bißchen erschrecken. Wohin willst du jetzt so hurtig?“

„Heim!“

„Du und heim? Du bist ja nirgends mehr daheim; komm du zu mir; weißt, ich hab nichts und du hast nichts, und wenn wir beide zusammenkommen, so wird keines ärmer und keines reicher.“

Das Mädchen schritt den Waldweg dahin; er folgte. „Laß mich gehen, Klaudel; ja, du wärst mir der rechte Vogel; hast dein großes Vaterheimwesen nicht behalten können, du leichtes Tuch; wie wollte jetzt so ein ausgehauseter Hornfeiler zwei durchbringen.“

Der Bursch lachte laut heraus: „Zuhuu, der Hof ist hin; liegt mir nichts mehr im Sinn als ein kleines Mägdlein, müßt wie du gewachsen sein!“ Doch er brach ab und machte auf einmal ein ernstes Gesicht. „Du Kathrini, ich glaub, mit mir geht etwas vor; ich werde ein anderer.“

Das Mädchen konnte ein schalkhaftes Lächeln nicht unterdrücken. „Ja, bis heut nacht, wenn du aus dem Sternenwirthshaus kommst, bist du schon ein anderer, ein doppeltes Tuch!“

Der Klaudel lachte herzfriß in den Morgen hinein; dann entgegnete er: „Nein, gewiß jetzt fang ich ein anderes Leben an; ich muß!“

„Warum?“

Der Bursch packte das Mädchen um den Kopf und raunte ihr ins Ohr: „Weil ich dich heiraten will!“

Blickschnell riß das Kathrineli aus und lief davon: „Ja du!“ schrie es zurück.

Verblüfft schaute der Bursche der Flüchtigen nach: „Kathrini, Kathrini, wart, ich muß auch ins Pfarrhaus; bin ja des Pfarrherrn Schwestersohn; ich gebe alles dir, was ich erbe!“

Aber das Jüngferlein guckte sich nicht um. Da machte auch er lange Beine und sprengte wie ein übermütiges Fohlen auf dem Brügelweg hinter ihr drein. Doch sie lief noch schneller, und weil ihn im Nachsetzen oft ein krampfhaftes Lachen ankam, so daß er zuweilen anhalten mußte, gewann das flinke Mädchen einen Vorsprung und lief bald jenseits des Waldes auf das Pfarrhaus zu.

Als sie an der Türe des niederen Pfarrgebäudes keuchend und Atem holend zurückschaute, sah sie ihren Verfolger gemächlich an einer blühenden Dornhecke stehen und seinen Hut mit Blust schmücken. Da guckte sie schier verdrossen drein, als läge es ihr nicht ganz recht, daß der Klaudel die Jagd aufgegeben hatte. Sie schien etwas nach dem Weg hinrufen zu wollen, bekam aber plötzlich blutrote Backen und verschwand im Pfarrhaus.

II.

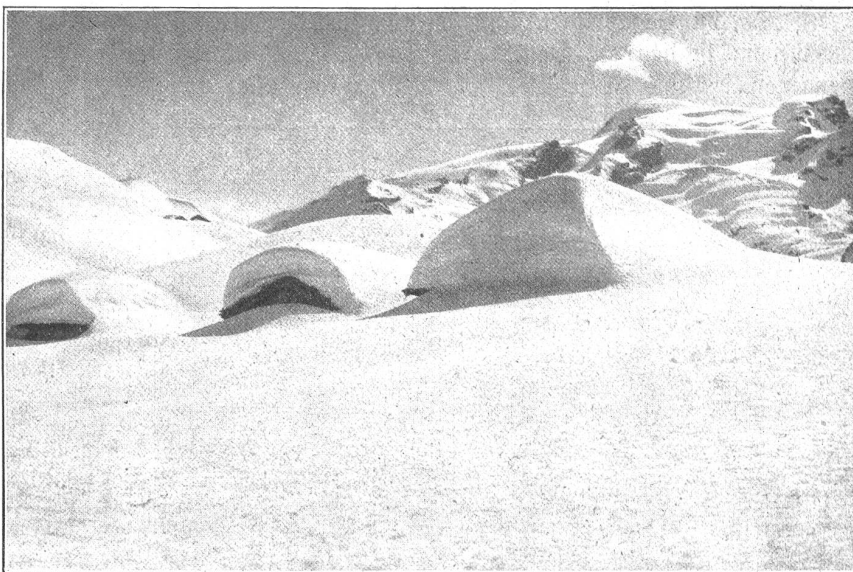
In der getäfelten Stube des Pfarrhauses hatte sich die halbe Einwohnerschaft von Weißkilschen zusammengefunden. Auf einem Stuhl stand das Schloßbäuerlein und lüpfte die große Schwarzwälderuhr herab. An der gebohnten Kommode kauerte vor den offenen Truhen die Sonnhaldenbäuerin und packte die Löffel und anderes Geschirr in die Schürze, und vor dem langen Wandkasten kniete die alte Trud, des Pfarrers ehemalige Köchin, und wühlte in der Wäsche des Seligen. Am Tafeltisch hoctte der glasköpfige Sigrift, des Verstorbenen Bruder, und blätterte in einem gewaltigen Buch, einer alten Heiligen Schrift. Meinte zwischen den vergilbten Blättern vergilbte Bankblättlein zu finden. Während die andern schimpften, brummte er von Lumpengesindel und liederlichen Hornpußern, die schon bei Lebzeiten geerbt hätten.

Im Nebenzimmer war aber das Bett von zu unterst zu oberst gefehrt, und während ein riesenhafter Bauer das Bettzeug schüttelte, kroch sein Weib unter die Bettlade, um dort nach Schätzen zu suchen, und kreischte dazu wie ein Schlitten im Sommer auf den Backsteinen. In der Küche aber rumpelte es von herabfallenden Pfannen und Kesseln; es mußte dort auch jemand mit Erben sich abarbeiten.

„Geh, Märtel, und schau nach!“ lärmte die Heubodenbäuerin unterm Bett; „der Schulmeister trägt sonst die ganze Küche mit seinen Gofen*) noch allein fort.“

Der riesenmäßige Bauer trampfte in die Küche, und bald hörte man dort einen lauten Wortwechsel.

Unterdessen blätterte der Sigrift vergeblich im Alten Testament; die Banknötlein wollten sich nicht sehen lassen. Doch halt — richtig, da liegt etwas zwischen den Blättern, — zwei Totenandenken. Des Alten Glaze rümpfte sich zur Hälfte. „Sapperlot!“ brummte er, und biß die Zähne aufeinander, „wieder hundert Seiten umsonst abgezählt!“ Er schlug unwirsch das nächste Blatt um und geriet ins Buch der Weisheit; aber auch das konnte keine Banknoten hervorzubern. Eben wollte er das Suchen aufgeben, als er auf einmal ein großes zusammengelegtes Papier im Buch entdeckte. Schnell äugelte er um sich; es schaute ihm niemand zu. Vorsichtig entfaltete er den Kapitalbrief; denn was konnte es anderes sein. Da las er in großen gemalten Buchstaben: Revidiertes Verzeichnis der Gemeindearmen. „Himmelherrschaft Donnerwetter!“ Zornig warf er den Schein weg und klappte das Buch zu. Am Kleiderkasten aber zankten sich die Sonnhaldenbäuerin und die alte Pfarrköchin, die Trud.



Auf Trübsee (1800 m) bei Engelberg.

„Das Bettzeug gehört mir“, schrie die Trud; „ich hab es wohl hundertmal in den Händen gehabt; laß los!“

„So, dir“, feiste die Bäuerin, „wüßt nicht woher; alles wird zur Hälfte geteilt.“

Sie rissen beide an einem Bettlaken und wollten keine nachgeben. Ritsch, da riß das Tuch mitten entzwei, und nun war ehrlich geerbt und geteilt. Die zwei erbosten Weiber wollten gerade ihre Meinung hierüber ausspinnen, da ging in der Küche das Rumpeln von frischem an und klang diesmal verdachtlauter.

Wie die Trud in die Küche eilte, fuhr ihr ein Besen ins Gesicht, wie der Ruß eines Stachelschweines, und gleich darauf versiegelte ihr ein Wulst nasse Wäsche den Mund, als hätte sie das Gelübde ewigen Schweigens abgelegt. Durch das Küchenfenster gegen die Dorfseite aber flogen das Salzfaß, die geblühten Tassen, rote Becken und weiße Teller dem Schulmeister Josef Antoni und seinen Gofen nach, die in drei weiten Kartoffelsäcken den ganzen Küchengerümpel fortschleppten.

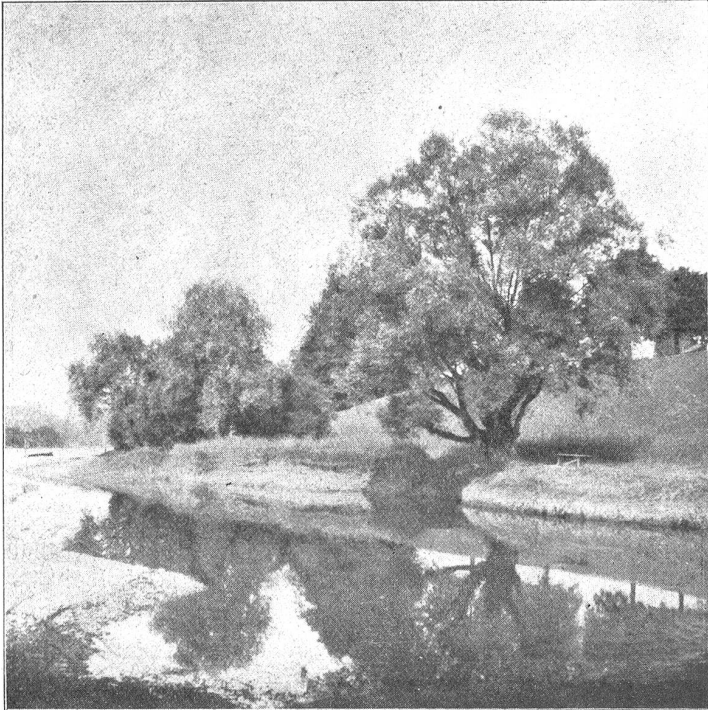
Jetzt trat das Kathrineli in die Stube ein. Die Sonnhaldenbäuerin löste, auf einer Stabelle stehend, eben den Barometer von der Wand. Wie sie aber das Mädchen erblickte, machte sie ganze Wendung auf dem Stuhl, fuchtelte zornig in der Luft herum und schrie:

„Ja, was willst denn du? Was hast denn du hier zu suchen, Kathrini? Meinst, es gebe noch etwas zu versorgen? Hast noch nicht genug beiseite geschafft, du Schelmending! Nicht umsonst ist kein Rappen mehr in Haus und Hof, und nur ein paar elende Hudelfezen. Man weiß schon, wer den Geldstrumpf im Sack hat, du Vergeuderin! Der Pfarrer selig, — Gott tröste ihn und gebe ihm und allen Christgläubigen die ewige Ruh, — hat auch bar Geld gehabt, ich weiß es wohl; wo ist es nun, könntest du Auskunft geben, du Bettelgeschöpf?“

Aus der Nebenstube schunnete voll Schmutz und Staub die spindeldürre Heubodenbäuerin und ergänzte den Zustupf der feistglänzenden Sonnhaldenbäuerin mit einem giftigen noch ungebrochenen Stimmlein:

*) Kindern.

„So, du Bagabundin, mußt du auch noch hier herum-schnüffeln; ist das der Dank dafür, daß dich der Pfarrer angenommen und aufgehirtet hat, daß du ihm alles ver-



Abbild. 1. Das Idyll von „Muri-Bad“ mit seinen alten Weiden von selten schönem Wuchs. Hier sollte die geplante Auto-Uferstraße beginnen!

geudet und das Geld mit den Händen zum Fenster hinausgeworfen hast und das goldene Kettchen dazu! Es ist ja nichts mehr herum als alter Plunder, so ist. Niemand anders ist dran schuld als du, nichtsnußiges Maitli; hättest die Sach beisammen gehalten. Wie wollte das aber möglich sein bei einem Fraß, dessen Vater im Käfig und dessen Mutter im Armenhaus gestorben ist...“

„Ja“, lärmte die dicke Sonnhaldenbäuerin dazwischen, „streich dich zum Haus hinaus; ich will dir sonst zeigen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat!“ (Fortf. folgt.)

Um die Autostraße Bern—Thun.

(Mit 4 Aufnahmen des Verfassers.)

Im Laufe des vergangenen Sommers ist in den Spalten bernischer Tagesblätter ein ziemlich lebhafter Meinungsaustausch über das Projekt einer Automobilstraße Bern—Thun geführt worden. Es zeigte sich, daß diesem Projekt gegenüber bereits eine entschiedene Abwehrbewegung einsetzte, wobei besonders auffiel, daß gegen Autostraßen als solche keine prinzipiellen Gegner auftraten. Eine Gegnerschaft scheint vielmehr erst entstanden zu sein durch die ganz besondere Art und Absicht des vom „Initiativkomitee für eine Automobilstraße Bern—Thun“ vorgelegten Projektes, nämlich diese Straße am rechten unmittelbaren Uferufer entlang zu führen, ohne Rücksicht auf die damit unvermeidlich verbundene Zerstörung eines Landschaftsbildes von einmaliger, unerfleklicher Schönheit.

Gewiß dürfen keine berechtigten Verkehrsinteressen ignoriert oder geschmälert werden; aber ebenso wenig ist es einem nackten Verkehrsstandpunkt erlaubt, sich über alle landschafts- und naturerhaltenden Rücksichten blind hinwegzusetzen. Viel genug ist schon dem Moloch Verkehr geopfert worden. Gerade weil wir nicht mehr im letzten Jahrhundert leben, ist man doch wohl schon allenthalben reif

geworden zur Einsicht, daß es an der Zeit ist, auch mit dem Bestand unserer Landschaft haushälterisch umzugehen, ist doch dieser nicht nur in ideeller und kultureller, sondern gerade auch in volkswirtschaftlicher Hinsicht ein Faktor von gegenwärtiger und zukünftiger eminenter Bedeutung.

Wenn es sich nun bei dem in Frage stehenden Autostraßen=Teilstück schon um ein Experiment handelt — und daß es ein solches wäre, wird kaum zu bestreiten sein — dann darf ein solches Opfer an Naturschönheiten nicht verlangt werden. Die Kampflösung soll also genauerweise nicht heißen „um die Autostraße“, sondern um die „Ufer=(Auto)=Straße Bern—Thun“. Denn was hier auf dem Spiele steht, ist eben eine der (nicht mehr zahlreichen) urwüchsigsten, herrlichsten Flußuferlandschaften der Schweiz.

Es sind ihrer Tausende, die zu jeder Jahreszeit an schönen Tagen auf den einzigartigen, ausgedehnten Spazierwegen inmitten dieser reichen, stillen Natur Erholung suchen und finden, in einer Landschaft, von der z. B. auch der Jahresbericht der bernischen Heimatschutzvereinigung in der Begründung seiner ablehnenden Stellung gegenüber dem Straßenprojekt sagt, daß sie mit ihrer Unberührtheit noch eines der letzten Naturreservate für Mensch und Tier bilde.

Glücklicherweise also ist diese Gegend gerade den Bernern genug bekannt, als daß es nötig wäre, ihre Schönheiten mit ach! so unzulänglichen Worten schildern zu wollen. Auch die hier gezeigten Bilder vermöchten für sich allein nicht entfernt einen Begriff zu geben von den unerschöpflichen Reizen jener Landschaft. Denn sie ist vor allem auch als Ganzes schön, im Zusammenwirken von Nähe und Ferne, als lieblichstes Idyll im Rahmen der großen Linien der Aare und der Berge voll schönen Schwunges, im Reichtum und in der Frische einer urwüchsigten, fast wilden Vegetation mit prachtvollen Durchblicken auf Fluß und Alpen — ein Zauber, dem mit der Kamera fast gar nicht beizukommen ist. Und wer ihn noch nicht gespürt hat, der möge nicht mehr zögern, diese Gefilde aufzusuchen. Jedem Naturfreund, der einmal ihre Reize kennen gelernt hat, bleiben diese Gegenden lieb und teuer. Seien es die wundervollen Schilfwiesen, die sich unterhalb des Märchligengutes hinziehen, die in märchenhafter Verträumtheit ruhenden Seerosenteiche bei Allmendingen oder die prachtvoll ernsten, überraschend alpin anmutenden Ufer bei Rubigen, Riesen und



Abbild. 2. Uferweg-Partie zwischen Muri-Bad und Muri-Sähe.